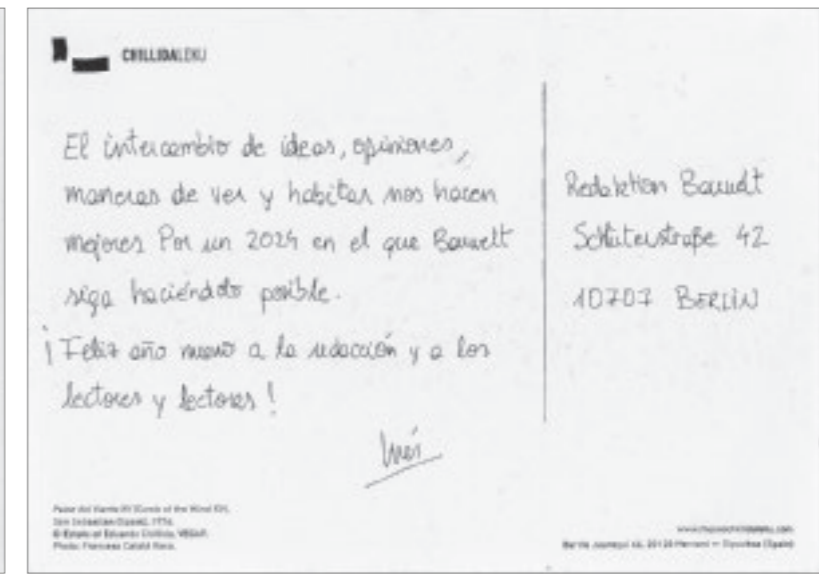
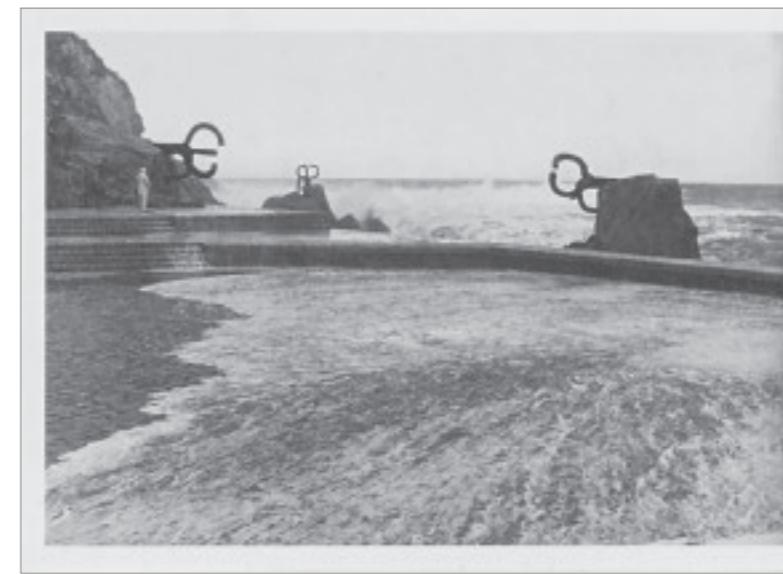


von Inés Aguiriano Aizpurua

# San Sebastian



Jedes Mal, wenn jemand fragt, wo ich herkomme, ist die Reaktion die gleiche: „San Sebastian, wie schön!“ Das liegt zum großen Teil an der Landschaft, in der die Stadt liegt, und an dem guten Verhältnis zwischen dem, was gebaut wurde, und dieser Landschaft. Die Geographie war sehr großzügig mit der Stadt und gab ihr eine Bucht mit einer Insel in der Mitte, drei Bergen und einem Fluss, der sie durchzieht. Die Stadt umschließt die gesamte Küstenlinie und die Berge und macht es unmöglich, sich der Wahrnehmung der umgebenden Landschaft zu entziehen. Das bedeutet auch, dass das Wetter immer sehr präsent ist und es immer ein Gesprächsthema ist – nicht ungewöhnlich aufgrund der Unvorhersehbarkeit, der Regenmenge (doppelt so viel pro Jahr wie in Berlin) und der starken Winde und Wellen, die das Kantabrische Meer mit sich bringt.

Am besten lässt sich San Sebastian – oder auf Baskisch Donostia – verstehen, wenn man der Küstenlinie folgt. Ein Spaziergang, bei dem man auch die Interpretationen sehen kann, die verschiedene Künstler der Stadt von dieser Beziehung angefertigt haben.

Am westlichen Ende und unterhalb des Berges Igeldo beginnt die Stadt mit der „Peine de los Vientos“, ein Werk des Bildhauers Eduardo Chillida in Zusammenarbeit mit dem Architekten Luis Peña Ganchequi, der den öffentlichen Raum entworfen hat. Seine Geometrien und Vertiefungen im Pflaster spielen mit den Wellen und dem Wind und machen das Kunstwerk zu einem Ort, mit dem die Passanten interagieren können.

Folgt man der Kontur der muschelförmigen Bucht – nach der sie benannt ist: „La Concha“ –, gelangt man bald ins Stadtzentrum und zum kleinen Hafen, von wo aus man mit dem Boot auf die

Insel Santa Clara übersetzen und den von der Künstlerin Cristina Iglesias geschaffenen Ort im Inneren des Leuchtturms besichtigen kann: eine künstliche, metallische Landschaft, die das Aufeinandertreffen der Felsen mit den Wellen simuliert.

Zurück auf dem Festland, bietet sich an, den Hang des Berges Urgull entlang des Paseo Nuevo abzuschreiten, wo sich die „Leere Konstruktion“ von Jorge Oteiza befindet. Diese große Skulptur wurde zwar nicht speziell für diesen Ort entworfen, aber sie ist sehr repräsentativ für das abstrakte Werk dieses Künstlers.

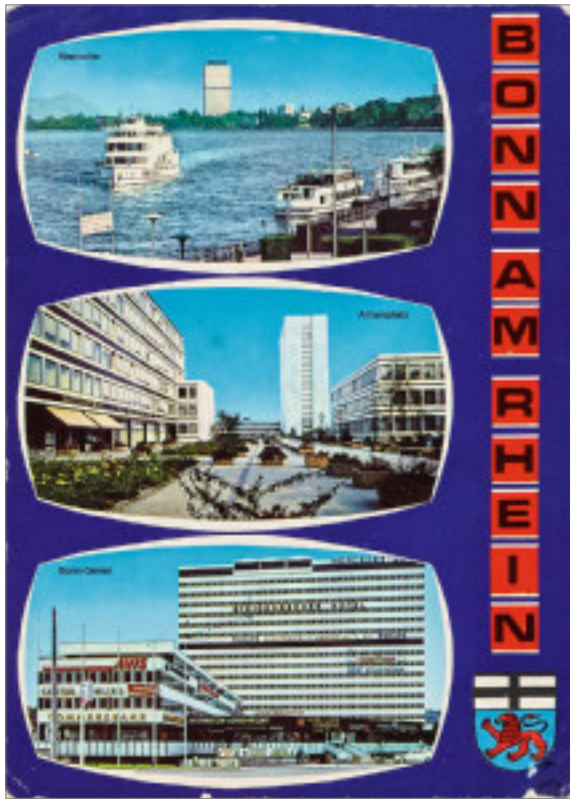
Nachdem wir den weiten Raum um uns herum wahrgenommen haben, bietet uns der Kontrast der engen Straßen der Parte Vieja, des ältesten Teils der Stadt, Schutz und Geborgenheit. Was heute ein Viertel voller „Pintxo“-Bars und guter Stimmung (und vielleicht zu vielen Touristen) ist, war auch Schauplatz der dunkelsten Zeit in der jüngeren Geschichte dieses Gebiets. Der „Baskenkonflikt“ hat die Region und ihre Bewohner geprägt und wird in dem Buch „Patria“ von Fernando Aramburu sehr gut wiedergegeben, das den terroristischen Konflikt, den es glücklicherweise nicht mehr gibt, aus nächster Nähe beschreibt.

In diesem Kontext enger Gassen bleibt die „Plaza de la Trinidad“, das Werk des bereits erwähnten Peña Ganchequi, etwas unbemerkt. In diesem Fall organisiert er den Raum, indem er die Hänge auf sehr intelligente Weise nutzt und einen Treffpunkt unter freiem Himmel als Hommage an den baskischen Volkssport „Pelota“ – eine Art Squash, gespielt mit blanker Hand – schafft.

Bleibt nur noch das wahrscheinlich Wichtigste: das Essen. Wir Basken sind berühmt für

unseren Appetit; Kochen und Essen sind ein sozialer Akt und fast eine Religion. Das beste Beispiel dafür ist der „ir de pintxos“, eine Aktivität, die darin besteht, von Bar zu Bar zu gehen und in jeder eine Kleinigkeit und ein Getränk zu sich zu nehmen. Diese kleinen Delikatessen sind das, wofür die Stadt heute am berühmtesten ist, und die „Gilda“ ist ein Muss: Anchovis, die typischen Peperoni „Piparras“ und Oliven mit einem Zahnstocher aufgespießt, mehr braucht man nicht. Sowohl in der Gastronomie als auch in den repräsentativen Künsten dieses Landes ist das Wesentliche das Material. Das Rohe, das Ursprüngliche, das Natürliche.





VON Uta Winterhager

# Bonn

Ich sitze am Rheinpavillon, Schiffe ziehen vorbei. Da, wo der Lange Eugen und seine neuen Nachbarn am Ufer stehen, verlassen sie das Blickfeld. Sehr rheinromantisch ist das hier, ich könnte einfach sitzenbleiben und mich an diesem charmanten Huckepack-Denkmal freuen: Der eingeschossige Kiosk wurde 1947 am Fähranleger gebaut, das Café zwölf Jahre später obendrauf gepackt, denn Baugrund war knapp und das nächste Hochwasser sicher.

Wenn ich den Blick hebe, schwebt über dem Hochufer der Lesesaal der Unibibliothek (Fritz Bornemann, Pierre Vago; 1960), hier möchte man irgendetwas Philosophisches studieren oder doch endlich aufstehen und loslaufen. Auch die Straßenansicht an der B9 ist schwerelos, auf der Wiese davor ist eine kleine Wolkenschale von Hans Arp gelandet. Das geschosshohe schwarzweiße Emaillbild von Victor Vasarely zieht mich auf die andere Straßenseite zum Juridicum. Das Haus aus den Sechzigern verfällt, hoffentlich kann die Kunst überdauern.

Ich laufe durch den Hofgarten zur U-Bahnstation „Uni-Markt“. Tauche ein ins Quietschgrün der siebziger Jahre und wieder auf am Stadthaus. Da mache ich, was ich schon immer tun wollte und was vielleicht gar nicht erlaubt ist: Ich steige in den Aufzug und halte in jedem Stock, um mir jede einzelne Etagenzahl anzuschauen, die Anton Stankowski Mitte der Siebziger für genau diesen Zweck gestaltet hat.

Wieder unten, steige ich in den Bus 61 und fahre bis zur Weberstraße. Hier gibt es das beste Brot, super Kaffee, fantastisches Eis, Bücher, Brillen, Blumen. Ein Stück weiter oben an der Weberstraße leihe ich ein Lastenrad, packe den Einkauf rein und lasse mich durch die Straßen der Südstadt treiben. Gründerzeit galore, soviel Stuck und Schmuck am Stück gibt's nur hier. Manchmal auch Brüche, aber keiner ist so wild wie der rosa-farbene Ausbruch der Postmoderne im Venusbergweg 1b (Planungs-

gruppe Bonn, 1985). Ich fahre weiter zur Popp(elsdorfer) Allee und stelle mich in die Mitte der kurfürstlichen Achse zwischen den beiden Schlössern, das mondäne Grün fühlt sich ganz gut an. Deshalb sind hier auch immer alle.

Wenn ich nicht bleibe, fahre ich weiter auf den Kreuzberg. Es geht bergauf, erst sacht, dann ab Höhe des Friedhofs steil. Fast schade ist es, sich einen der vier Wallfahrtswege mit dem Fahrrad raufzuquälen, je nach Stimmung mag ich die Stille und laufe zu Fuß. Oben verschnaufe ich mit dem Blick über das Land. Durch den unheimlichen Dunst, der von den Gorderfer Raffinerien aufsteigt, ist die Silhouette des Kölner Doms gerade noch zu sehen. Im Auftrag des Kurfürsten und Erzbischofs Clemens August übertrug Balthasar Neumann die Scala Sancta aus Rom ins barocke Bonn. Dieses Treppenhaus ist in seiner Ausschmückung, seinem Aufbau und seinem Regelwerk allem Weltlichen entrückt, so bleibt die Scheinuhr bei kurz vor Zwölf. Zu spät ist es also nicht, aber die 28 Stufen aus rotem Marmor dürfen nur knieend und nur am Karfreitag erklimmen werden. Näher kann man dem Himmel in Bonn kaum kommen.

#### Kulinarisches

- Gute Aussicht, Getränke und Snacks von 11 bis Mitternacht im Rheinpavillon, Rathenaufufer 1
- Das beste Brot gibt's bei Max Kugel, Bonner Talweg 34
- Ziemlich guten Kaffee bei der Black Coffee Pharmacy, Bonner Talweg 46
- Das beste Eis bei La Sorbettiera, Weberstraße 91
- fantastische Falafel bei Mr & Mrs Humus, Kaiser-Karl-Ring 27
- Früher waren Eierlikör und Gummibärchen die lokalen Spezialitäten, seit ein paar Jahren gibt es zum Glück Siegfried Rheinland Dry Gin (auch mit 20% vol und alkoholfrei).

#### Literaturempfehlungen

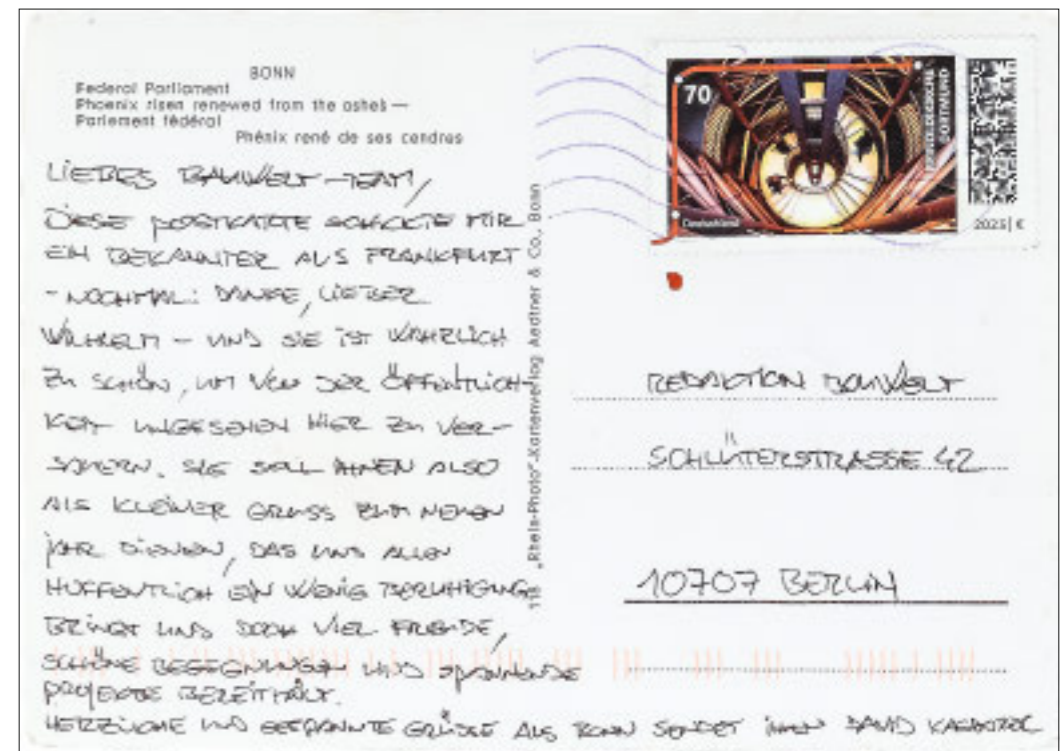
- Spieltrieb von Juli Zeh (btb, Frankfurt 2004)
- Raumpatrouille von Matthias Brandt (KiWi, Köln 2016)

**Warum Bonn?** Bonn lohnt ja prinzipiell immer eine Reise: Das Münster (schön hergerichtet von Hahn Helten), die Beethovenhalle von Siegfried Wolske (noch immer nicht hergerichtet) und nicht zuletzt die Bundesbauten von Martin Witte, Hans Schwippert, Sep Ruf oder der Planungsgruppe Stieldorf. Um einen Eindruck von der Zeit zu bekommen, in der diese Bauten entstanden sind, und die mitunter so deutlich ihren Ausdruck in der Architektur der Bonner Republik findet, mag der mitunter abstrus anmutende, aber immer wieder lesenswerte Roman „Ansichten eines Clowns“ von Heinrich Böll dienen. Da passt schon vieles mit dem zusammen, was in der sogenannten Bundesstadt bis heute zu finden ist – nicht nur, aber eben auch baulich. Was dabei immer ein wenig in Vergessenheit gerät, ist das Werk von Ernst van Dorp (1920–2003): teils bemerkenswerte Bauten, überall in der Stadt verteilt – und leider akut vom Abriss bedroht.

Van Dorp hat das Bild Bonns maßgeblich geprägt. Es gibt Highlights, wie das eigene Wohn- und Bürohaus in Kessenich (1966/67), das Haus der Evangelischen Kirche an der Adenauer Allee (1972–74) oder das Hotel Bristol an der Poppelsdorfer Allee (1969–72), das, wie so viele Bauten dieser Zeit, aus Renditegründen und der in ihnen gespeicherten grauen wie sozialen Energie zum Trotz, derzeit abgerissen wird. Dazu kommen Skurriles wie das Parkrestaurant in der Rheinaue (1977–79), verschiedene Brücken und jede Menge einfach gut gemachter Architektur. All das bedürfte dringlich einer adäquaten Aufarbeitung und einer Publikation, die das Schaffen van Dorps von 1950 bis in die 1990er Jahre endlich angemessen würdigt.

Ob der Größe der Stadt kann man vieles davon leicht an einem Tag erwandern und sich danach mit einem Abendessen im Restaurant „Kris & Chris“ in Bonn-Endenich belohnen. Etwas euphemistisch stapeln die Inhaberin und der Inhaber tief und benennen das eigene Tun als „Bis-tronomie für Weltenbummler“, tatsächlich sind das Essen, die Weinbegleitung und der Service allerbesten Güte.

von David Kasparek







VON Anna Raischl

# Burghausen



**Ich** fahre heute in eine kleine Stadt am Ende des deutschen Bahnnetzes. Burghausen liegt an der Grenze zu Österreich, eingerahmt von der Salzach und dem Chemieproduktions-Standort Wacker. Menschen bereisen diesen Ort aus vielen Gründen. Alpennähe, Jazzkonzerte und, ganz offensichtlich: In Burghausen steht eine Burg. Ich spaziere vom Bahnhof aus immer geradeaus durch die Neustadt und gelange zum Eingangshof der mittelalterlichen Anlage. Die Burg sitzt auf einem langgezogenen Berg, der abrupt hinter der Hauptburg endet. Auf diesem Kilometer reiht sich ein Hof an den nächsten, getrennt durch Burggräben und gusseiserne Tore. Für den Mittelalter-Fan ein Erlebnis, für die Burghauserin unausweichlicher Dreh- und Angelpunkt im Alltag.

Ich erreiche eine der alten Kalktuffmauern im dritten Vorhof, mein Blick streift über die bunte Dachlandschaft der tieferliegenden Altstadt. Eine Brücke verbindet das Burghausener Salzachufer mit Österreich. Drüben türmen sich steile Vogelfelsen auf, und eine Serpentine führt nach Hochburg-Ach. Diese östliche Seite des Burgbergs lief ich auf dem Weg zur Schule der Maria-Ward-Schwester jahrelang hinunter, bog unten ab und überquerte den historischen Stadtplatz. Von hier oben kann ich die bunt aneinandergereihten Fassaden betrachten, den weißen Stuck und die geschwungenen Giebelkonturen. Dahinter mündet der Stadtplatz in eine enge Gasse: Die „Grüben“ sind voller Bars, Restaurants und kleiner Kunsthandwerksläden.

Doch ich besuche heute die andere Seite der Burg. Vorbei an Touristinnen, vorbei an den kleinen, umzäunten Gärten der Burgbewohner. Ich erreiche den zweiten Vorhof. Zwei Schwalbenschwanzzinnen auf der Wehrmauer (im Volksmund „Schwurfinger“), markieren den Durchgang zu einer Aussichtsplattform. Die Burghausener Neustädterinnen parken hier während der Sommerzeit das Fahrrad und steigen die Stufen an der Burgmauer hinab. Sie grüßen die ansässigen Ziegen und zeigen am Eingang zum Wöhrseebad stolz ihr Jahresticket. Ich tue es ihnen

gleich, biege aber vor dem Eingang zum Bad links ab, in einen dunklen, feuchten Gang. Er spuckt mich auf der ruhigeren Seite des Wöhrsees aus.

Ich laufe die Treppen hinauf zum Pulverturm. Auf dieser Anhöhe, mit der Silhouette der Burg im Rücken, gibt es einen KZ-Friedhof. Hier liegen Opfer des Nationalsozialismus, die im Außenlager Mettenheimer-Hart während der letzten Kriegstage sterben mussten. Immer wenn ich hier stehe, ist es still.

Etwas nördlicher, nur ein paar Minuten entfernt, gibt es eine Scheune, die ich immer besuche, wenn ich in Burghausen bin. Sie steht auf derselben Anhöhe inmitten eines weiten Felds. Die Bretter der Scheune lehnen sich geschlossen nach Osten, und wenn ich meine Nasenspitze an die Holzwand drücke, kann ich durch die Ritzen schemenhaft den dunklen Innenraum erkennen. Zwei Bänke laden zum Verweilen ein. Die eine lehnt sich mit dem Rücken an die windschiefen Holzplatten der Scheune, die andere steht unter einem Baum, auf das weite Feld gerichtet.

**Lohnenswerter Umweg**  
das Wacker-Werksgelände mit seinen Röhren und Türmen und blinkenden Lichtern vom Trimm-Dich-Pfad aus bestaunen

**Kulinarisches**

- die Speisekarte vom Italiener am Ende der Grüben ist eine hervorragende Lektüre: L'Antico Borgo
- die Bäckerei und Konditorei Ployer am österreichischen Salzachufer hat die besten, mit Marmelade gefüllten Krapfen



# Frankfurt am Main



**Welcome** to Frankfurt, willkommen zu Deutschlands einzig nennenswerter Skyline! Dies möchte man jedem Besucher der Bankenstadt am Main zurufen. Doch bis auf die, die in den Wolkenkratzern arbeiten oder wohnen, bleibt der Zugang zu ihnen den meisten Menschen – Einheimischen und Besucherinnen – verwehrt. Zum Glück haben in jüngerer Zeit manche Hochhaus-Betreiber die Gebäudespitze mit einer Gaststätte zu veredeln, wiederbelebt. Deutschlands höchste Bar nennt sich „NFT Skybar“, sie findet sich auf 185 Meter Höhe im vom Büro Meurer Architekten geplanten „One“ nahe dem Messturm. Das Restaurant im Maintower soll nach eigenen Angaben sogar auf 187 Meter Höhe liegen (Architekten: Schweger + Partner). Für die Gäste ist die Differenz wohl kaum wahrnehmbar, allerdings steht der Maintower im Bankenviertel und ist von ähnlich hohen Kollegen umringt. Im Süden der Stadt auf einem Hügel gelegen und einen tollen Blick auf die Skyline bietend, thront das „Franziska“ im oberen Geschoss des neuen Henniger Turms (Architekten: Meixner Schlüter Wendt). Dass alle Gastronomie auf diesen Höhen keine Frankfurter Spezialitäten, sondern gehobene Speisen bietet – und sich das auch zahlen lässt –, sollten die Gäste einberechnen.

Den Kontrast dazu stellen die beiden Mainufer dar. Sie bieten Platz für alle. Seit mehr als fünf Jahrzehnten arbeitet die Stadtplanung daran, die Ufer des Flusses, dessen Querung dieser Stadt den Namen gab, sukzessive zu reurbanisieren. Vom mit postmodernen Gebäuden gesäumten Museumsufer in Richtung Westhafen hinüber auf die andere Mainseite zum Licht-und-Luft-Bad nach Osten zum Deutschherrnviertel und dem Hafepark erstreckt sich inzwischen kilometerlang ein äußerst attraktiver Stadt- und Landschaftsraum, der sich mit dem sogenannten „Grüngürtel“ um die gesamte Stadt fortsetzt. Kunst und Kultur sind zu finden, aber auch verträumte Naturschutzgebiete, die bedrohten Tier- und Pflanzenarten Heimat bieten. Und das – wohl zur Überraschung vieler – innerhalb der

Stadtgemarkung oder unmittelbar angrenzend. (Robert Gernhardt, Dichter und Zeichner der „neuen Frankfurter Schule“ um die Magazine Pardon und Titanic, schuf entsprechend das „GrünGürtelTier“).

„Frankfurt ist anders, jeden Tag“, schreibt Eva Demski. „Selbstbewusste Höflichkeit und schüchterne Schönheiten, Veränderungswahn und Bewahrungsmühen“ kennzeichnen der Schriftstellerin zufolge die Stadt, die von vielen als Durchgangsstation betrachtet wird, um dann doch festzustellen, dass sie geblieben sind.

Doch das war Frankfurt immer schon: Das „Haus zur goldenen Waage“, der von Jochem Jourdan gleichsam als Forschungsarbeit rekonstruierte Prachtbau der neuen Altstadt, ist ein Denkmal der Migration. Anna van Lith und Abraham van Hameln, die Bauherrschaften des Gebäudes, kamen als Religionsflüchtlinge nach Frankfurt, dessen Bevölkerung Anfang des 17. Jahrhunderts zu einem Drittel aus Zugezogenen bestand. Daran hat sich nicht so viel geändert. Das Bändchen „Frankfurt ist anders“ der in Regensburg geborenen und in Frankfurt gebliebenen Demski ist als Einstiegslektüre für die eigene Frankfurt-Tour empfohlen. Wer dabei den Überblick verliert, kann ihn in den einleitend erwähnten Restaurants wieder bekommen.

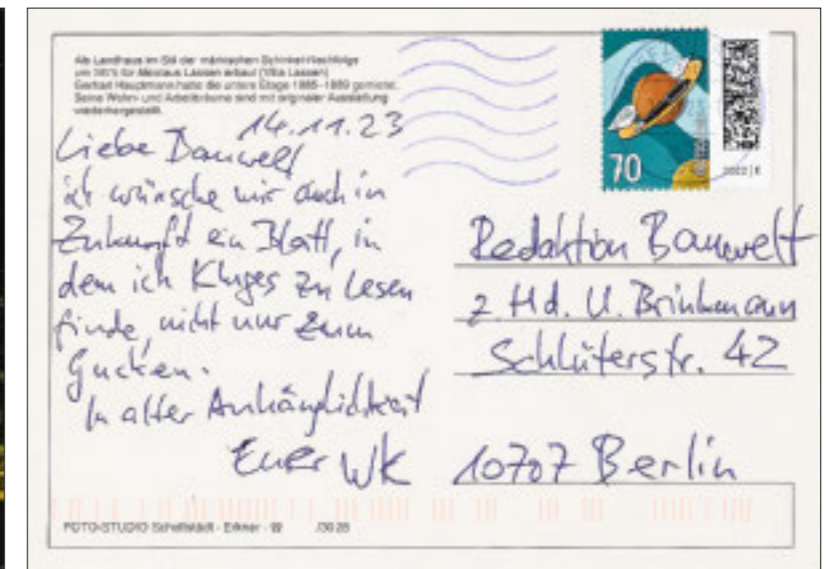
von Wolfgang Kil

# Erkner

**Erkner** hat zwar einen S-Bahnanschluss, gehört aber nicht zu Berlin. Draußen zu liegen, „Umland“ zu sein, war das zentrale Trauma dieser Industriesiedlung, die erst 1998 Stadtrecht erhielt, nachdem die schlimmste Industrie verschwunden war. Der Ort meiner Kindheit und Jugend war ein nach Chemie stinkendes Drecknest, dessen Hauptstraße noch drei Jahrzehnte nach dem Weltkrieg mehr Lücken als Häuser aufwies. Dann wurde in einem überraschenden Kraftakt die Ortsmitte auf einen Schlag zugebaut, komplett mit der regionaltypischen Plattenserie P2. Die Lücken waren nun geschlossen, ein einladendes Ortsbild hatte sich trotzdem nicht eingestellt. Zaghafte Ansätze einer „Urbanisierung“ nach 1990 fielen prompt dem Kannibalismus des Marktes zu Opfer: Mittendrin ein Kaufland-Center, da haben Einzeläden keine Chance. Ein kurzer Hoffnungsschimmer, als neben der alten Bechstein-Villa ein schickes neues Rathaus entstand, erlosch bald wieder. Inzwischen ist die Post weg, die Bankfiliale zu. Welch Wunder, dass im Kino immer noch Programm läuft.

Nach den heimlichen Ecken und Schleichwegen meiner Kindheit suche ich vergebens, unsere wilden Badestrände am Flakensee sind heute von Campingplätzen besetzt. Hinter meinem Elternhaus begann mal der Wald, jetzt fläzt sich dort eine Fertighaus-Wüstenei. Auf das tiefenvergiftete Plateau der alten Teerbude haben sie eine superbanale Stadthalle gesetzt, da fanden die zynischen „Bürgergespräche“ zur Tesla-Ansiedlung im benachbarten Grünheide statt. Die brachiale Gigafactory sorgt nun endgültig dafür, dass von dem Erkner, in dem ich aufwuchs, nichts übrig bleibt. Wahrscheinlich wird es zur Steppe austrocknen. Tapfer lässt die Wohnungsgenossenschaft Gründerzeitfassaden an die Giebel ihrer Plattenbauten malen. Das letzte schattige Biergartenlokal musste weichen für „Stadtvielen am Kanal“. Goldgräberstädte waren nie schön.

Nach Erkner fahre ich nur, wenn die Pflicht ruft. Um hin und wieder im umfangreichsten Archiv zur DDR-Architektur zu kramen. Oder um ein-, zweimal im Jahr Blumen auf der Gräberwiese meiner Eltern abzulegen. Früher stellte ich mir vor, eines Tages hier auch zu liegen – nicht wegen der Familie, sondern weil die Zaunhecke des Friedhofs direkt an den Bahndamm grenzt, auf dem die grünen oder blauen Schlafwagenzüge zwischen Paris und Moskau verkehrten. Auch diese Züge fahren nicht mehr. Verluste ohne Ende!





**Ein** frohes neues Jahr aus El Reval, Barcelona – wahrscheinlich Europas am dichtesten besiedelter Nachbarschaft (wenn man die inoffiziellen Bewohner mitzählt). Das Bild auf der Vorderseite meiner Postkarte zeigt das Museum für Gegenwartskunst MACBA, eine von vielen Kultureinrichtungen in El Reval. Entworfen von Richard Meier (Wer hätte das gedacht!?) und 1995 eröffnet, mussten für den Neubau viele Häuser weichen, und ihre Bewohner wurden umgesiedelt. Seit-her hat sich das MACBA auf fast alle übrigen am Platz verbliebenen Gebäude ausgebreitet. Damit nicht genug: Jetzt will es sich sogar ein Stück des Platzes selbst einverleiben.

Wie Sie sich vielleicht vorstellen können, sind die Anwohner von der Idee, fast 1000 Quadratmeter öffentlichen Raumes zu „stehlen“, nicht allzu begeistert (inklusive mir – ich möchte deshalb an dieser Stelle allen die Petition gegen die MACBA-Erweiterung ans Herz legen: [change.org/Save\\_Angels\\_Square](http://change.org/Save_Angels_Square)). In einer derart dichten Nachbarschaft wie El Reval darf öffentlicher Raum nicht für halb-private Gebäude von eingeschränktem öffentlichen Interesse geopfert werden.

Die Plaça dels Àngels ist einen Besuch wert; der Sockel des MACBA hat sich zu einem Skateboarding-Mekka entwickelt, zieht Könner, Fans und 24-Hours-Party-People von allen Ecken und Enden der Welt an. Leider wird der Platz nur wenig von den Nachbarn genutzt, die lieber einen Spielplatz, Bäume und Bänke statt so viel versie-

gelte Fläche hätten. Er ist der Inbegriff eines steinernen Platzes – einhellig unbeliebt bei allen Nicht-Architekten.

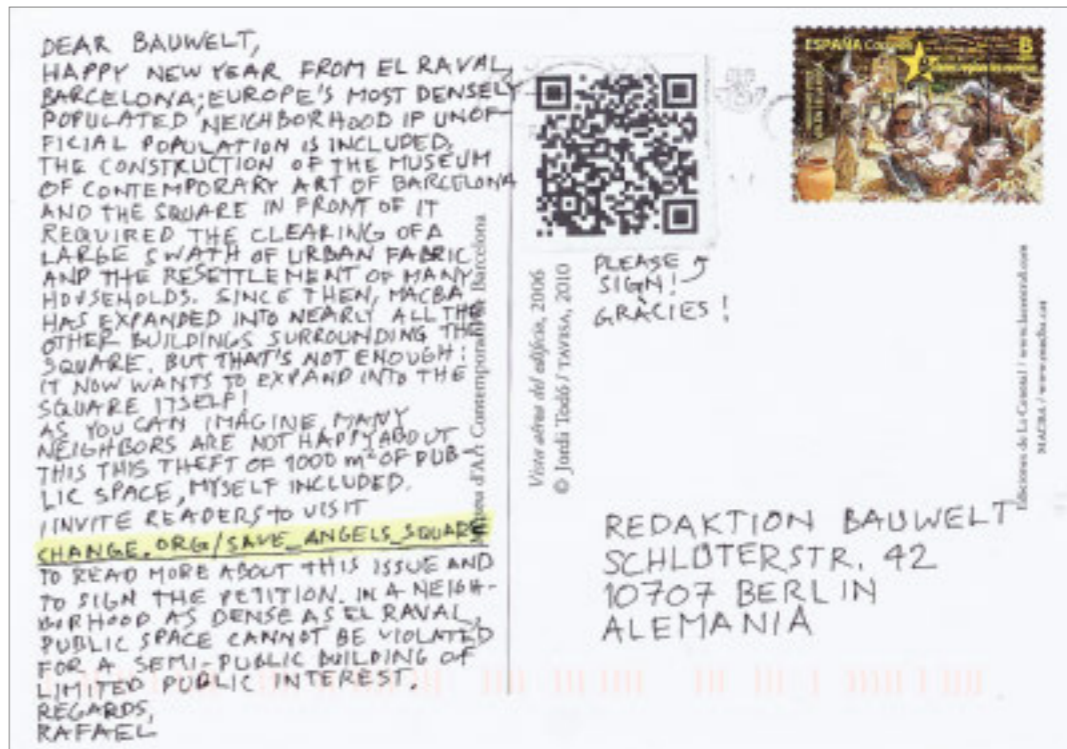
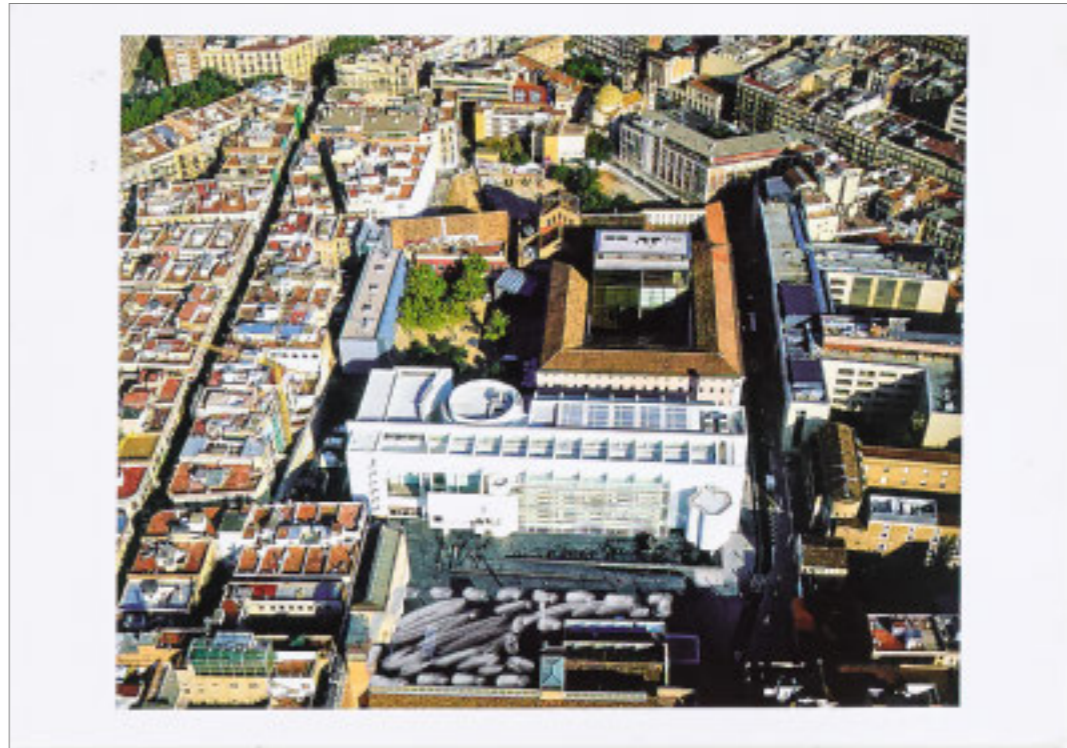
Unnötig, zu sagen, dass der Platz extrem umstritten ist. Aber Streitigkeiten und Rebellion haben Tradition in El Reval, einem Stadtteil, dessen Ursprünge im 15. Jahrhundert liegen, mit der dritten Stadterweiterung Barcelonas einhergingen. Im 19. Und 20. Jahrhundert hat sich El Reval zu einem Arbeiterstadtteil entwickelt, bevölkert von Zugezogenen aus anderen Teilen Spaniens, und bot als Künstlerviertel Raum für Prostitution, Drogen und Glücksspiel. Seine Ähnlichkeit mit San Franciscos Chinatown brachte ihm den Spitznamen "El Barrion Chino" ein. In den 1980er Jahren wurde es zum Hauptumschlagplatz für Heroin in der Stadt und war folglich als „gefährliche Nachbarschaft“ verrufen. Das änderte sich mit den Vorbereitungen der Olympischen Spiele 1992, als die Gegend mit großer Geste gesäubert wurde, um attraktiv für den Tourismus zu sein. Heute ist El Reval eine vielseitige Nachbarschaft, in der Migranten aus dem globalen Süden, Erasmus-Studentinnen und Hipster leben und die bei Besucherinnen beliebt ist; doch es leidet unter Gentrifizierung, Touristifizierung, Verfall, Armut und Obdachlosigkeit.

Direkt hinter dem MACBA befinden sich zwei faszinierende Gebäude: Das Zentrum für Gegenwartskultur (CCCB), ein adaptive-reuse Projekt, einst das alte Stadthospital, ausgeführt

1994 von Viaplana & Piñon, daneben die Tuberkuloseklinik, ein frühes modernes Gebäude aus den 1930er Jahren von GATCPAC, Spaniens ersten Avantgarde-Architekten. Besuchen Sie unbedingt auch Palau Güell, ein wunderschönes Frühwerk Antoni Gaudís, gleich bei Las Ramblas.

Um mehr über El Reval und Barcelona zu erfahren, empfehle ich das Buch „Barcelona“ von Robert Hughes, eine sehr amüsante und aufschlussreiche Geschichte der Stadt. Wenn Sie dann vom vielen Herumlaufen hungrig sind, gehen Sie zur „Bar Muy Buenas“ am Carrer del Carme 63 für klassische katalanische Küche in einem Modernista-Interieur, oder zu „Arume“ am Carrer d'en Botella 11 für galizische Fusion-Küche. Guten Appetit!

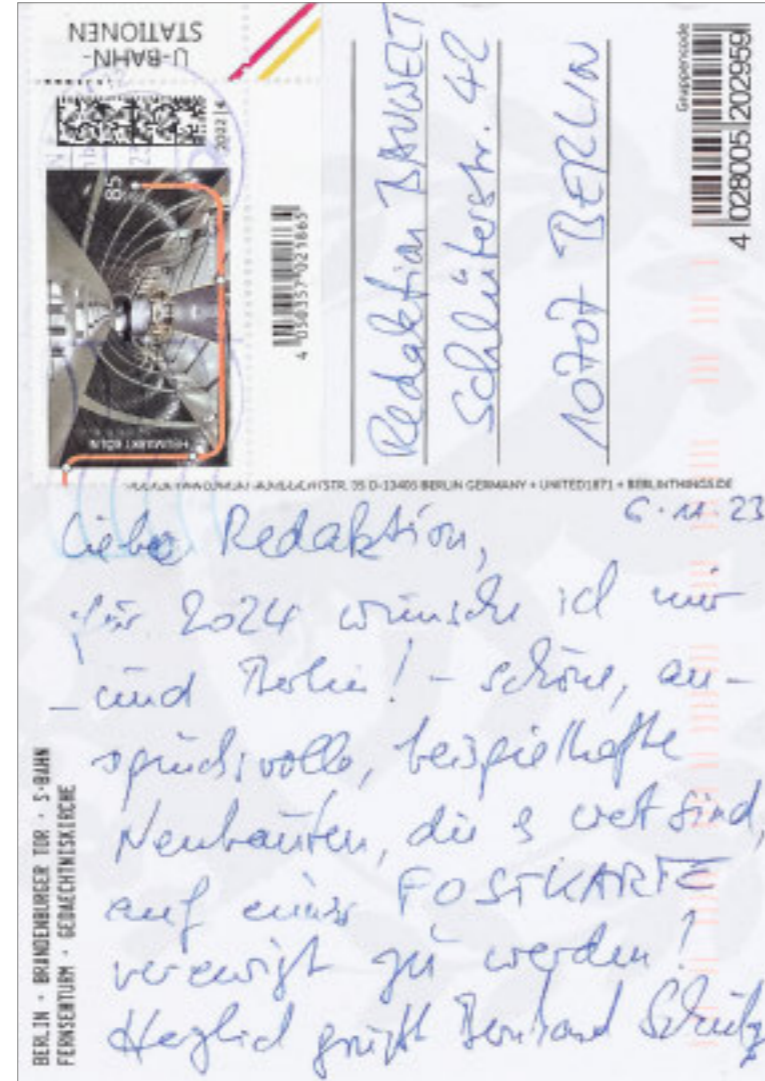
Beste Grüße,  
Rafael



von Rafael Gómez-Moriana

# Barcelona





Ich lebe seit jeher in West-Berlin und bin auch nach der Wiedervereinigung dort geblieben. Doch bis zum West-Berliner Tellerrand habe ich immer schon geschaut; die Mauer, dieses absurde und doch so niederschmetternd reale Bauwerk bildete oft genug für meine Ausflüge Ziel und Grenze zugleich. Zu Studentenzeiten habe ich vor dem Reichstag Fußball gespielt, der ganze sich anschließende Spreebogen war leerräumt, aber noch nicht frei von den Spuren der Vergangenheit, die an Straßenschildern wie „In den Zelten“ ebenso haften geblieben war wie im Asphalt, der die einstigen Straßen nachzeichnete.

So wandere ich in dieser Gegend heutzutage immer noch ganz ungläubig: Ist das alles neu, oder ist es ein Traum- oder Trugbild? Über die Spree hinweg schimmert die gläserne Haut des Hauptbahnhofs, der auf dem letzten Zipfel West-Berliner Bodens steht, ehe sich die Gleise der Stadtbahn gen Osten schwingen. Ich mag den Hauptbahnhof; einmal, weil ich als Kind des Eisenbahnzeitalters ohnehin Bahnhöfe liebe, zum anderen, weil ich den Entwurf von Meinhard von Gerkan für einen der richtig großen architektonischen Würfe halte, die nach der Wiedervereinigung Gestalt angenommen haben. Eigentlich - so wenige sind es gar nicht, jedenfalls nicht im „Regierungsviertel“, in dem allein die Schweizerische Botschaft mit ihrem Anbau von Roger Diener daran erinnert, dass hier einmal

anderes stand, andere Straßen verliefen, ein anderes Leben sich abspielte.

Nun hat Berlin den Hauptbahnhof, den visionäre Architekten bereits vor dem Ersten Weltkrieg als Lehrter Bahnhof an seine jetzige Stelle gezeichnet hatten, und der nur entstehen konnte, weil die Teilung der Stadt hier eine weiträumige Brache ließ. Ich quere die grüne Fußgängerbrücke über die Spree - Berlin hat so wenig Fußgängerbrücken, immer muss es was fürs Auto sein! - und lasse mich in den Bahnhof hineintreiben, hineinsaugen, in dieses herrlich piranesi-hafte Gewirr von Treppen und Geschossen, Öffnungen und Durchblicken, auf die unter der immer weiter wachsenden Zahl der Reisenden viel zu schmal gewordenen Bahnsteige oben, mit dem Durchblick zurück auf den Spreebogen ...

Wer jetzt Hunger verspürt, ist im Bahnhof richtig, hier wird alles für die schnelle Sättigung getan. Die anfängliche Austernbar auf der oberen Ebene hat sich nicht halten können, Berlin ist nicht der Ort, wo man im Bahnhof Haute Cuisine erwartet. Stattdessen hat sich eine Imbisskette etabliert, die nicht nur ich in London sehr schätze, mit dem gleichwohl französischen Namen „Pret a Manger“. Jaja, hier ist alles bereit zum Verzehr, Nahrung von der Stange - immerhin, so verspricht es das Filialkonzept, laufend frisch angerichtet. Wem das zu prosaisch ist, der gehe hinaus aus dem Bahnhof, halte sich rechts bis irgendwann das Hutzelhäuschen auftaucht, in

dem das Restaurant „Paris - Moskau“ den Zeitläuften trotzt, denn es ward schon vor der Wende etabliert. Nur der Zug, der einst auf den Stadtbahngleisen vorüberfuhr, von Paris nach Moskau, den gibt es nicht mehr, und es wird ihn vielleicht nie wieder geben. So muss man zwischen den beiden Zielorten auf der geografischen Mitte verharren, hier, am Berliner Hauptbahnhof. Mit unbestimmtem Ausgang. Das passt zu Berlin, für immer gelegen an der ebenso imaginären wie wirkmächtigen Grenze zwischen West und Ost.

**Lohnenswerter Umweg**

Es gibt nichts in Berlin, das nicht in einem Reiseführer aufgeführt wäre. Ganz neu und daher vielleicht noch nicht verzeichnet ist das „Forum an der Museumsinsel“ (Bauwelt 21.23) zwischen Oranienburger Straße und Spree, ein bemerkenswerter Versuch, Bestandsbauten unterschiedlicher Epochen zu revitalisieren und dabei eine Balance zwischen Erhaltung und Kommerz zu finden.

**Kulinarisches**

Konditoreien gab's früher in Berlin zuhauf; heute muss man sie suchen. Eine originelle Variante mit Torten ohne schädliche Ingredienzien bietet „Sinless Cakes“, Ludwigkirchstraße 5, Berlin-Wilmersdorf.

**Literaturempfehlungen**

Das Berlin der Weimarer Zeit wird in unzähligen Spielfilmen zurechtgebogen. Authentische Stimmen finden sich auf knapp 500 Seiten bei Ruth Glatzer (Hrsg.): Berlin zur Weimarer Zeit. Panorama einer Metropole, Siedler Verlag, Berlin 2000.

von **Bernhard Schulz**

# Berlin



### Lohnenswerter Umweg

Die in den Startlöchern stehenden Zukunftsprojekte der Stadt: ein trostlos schlafendes Bahnhofsgebäude, das verlassene Krankenhaus, das ungenutzte Geschäftshaus am Kirchhainer Markt

### Kulinarisches

Atelierhof-Café im Atelierhof-Werenzhain

### Literaturempfehlung

Das Landleben – Geschichte und Zukunft einer gefährdeten Lebensform, Werner Bätzing, C.H.Beck, München 2020

Was kann das Städtchen in Südbrandenburg?

Stirbt es vor unseren Augen? Das habe ich mich auch vor zwanzig Jahren schon gefragt, als ich in einem nahegelegenen Dorf aufwuchs. Der Leerstand, der mich in der brandenburgischen Provinz umgibt, hat mich schon als Kind inspiriert und schließlich zum Architekturstudium gebracht. Auf der Suche nach einem Diplomthema, interessierte mich die Region plötzlich von Neuem: Dem Bahnknotenpunkt zwischen Berlin-Dresden und Leipzig-Cottbus schreibt man angesichts der Mobilitätswende heute wieder Potenzial zu. Und die Ausgangslage für eine städtebauliche Aktivierung scheint günstig.

Straßen, durch die ich spaziere, sind von menschenleeren Stadthäusern und Fabriken mit mehr oder weniger schlechter Bausubstanz gesäumt. Im Bahnhof kann ich durch die Fenster den großen Saal der ehemaligen „Mitropa“-Gaststätte erahnen. Das Fassadenbanner, das dort Nutzungskonzepte und Ideen für das Bahnhofsgebäude anschwämmen sollte, wurde vor Kurzem erst abgenommen. Es tut sich was. Zumindest ist mit dem Ausbau der Bahnstrecke, für Geschwindigkeiten bis zu 200 km/h, auch die Sanierung des Bahnhofsgebäudes geplant. Als „Lausitz Gate Doberlug-Kirchhain“ soll dieser zukünftig Co-Working, Wohnungen, Gastronomie, Fahrradverleih und einen Warteraum beherbergen.

In der Touristeninformation, die schon heute ihren Platz zurück in den Bahnhof gefunden hat, finde ich die Postkarte der spätromanischen Klosterkirche Doberlug. Die Stadt wirbt auf ihrer Website damit, dass die abgebildete Backstein-Basilika eines der bedeutendsten Bauwerke Südbrandenburgs sei. Der Übergang vom romanischen zum gotischen Baustil ist an ihr gut ablesbar. Das Ensemble aus Klosterkirche, Refektorium und Renaissanceschloss ist der touristische Höhepunkt des Ortsteils Doberlug.

Kirchhain, der Stadtteil im Norden, ist eine ehemalige Gerberstadt und informiert im Weißgerbermuseum über seine Geschichte. Zur Blütezeit um 1900 gab es hier fast hundert Gerbereien. Heute finde ich auf meinem Spaziergang durch die Stadt einige ruinöse Relikte dieser Zeit. Unbewohnte Villen, die früheren Reichtum erkennen lassen, warten darauf, geweckt zu werden. Im Internet kann man leere, sanierungsbedürftige Plattenbauten kaufen, und das verlassene Krankenhaus hat es in die Blogs der Lost-Places-Szene geschafft. Für die zukunftsfähige medizinische Versorgung ist laut Regionalpresse ein Krankenhaus-Neubau geplant. Man will die Stadt also nicht sterben lassen. Jetzt braucht es nur Pioniere, die auch die wertvolle Bausubstanz erhalten und ihr neues Leben einhauchen.

VON Franziska Striedinger

# Doberlug-Kirchhain



Für die Kinder aus dem Londoner Umland ist der Sog der Großstadt spätestens ab dem Alter von etwa fünfzehn unwiderstehlich; für mich hatte das regelmäßige Ausflüge ins West End, auf einer massiv vernachlässigten Bahnstrecke, zur Folge. SoHo fühlte sich damals noch recht zwielichtig an, Leicester Square und Tottenham Road waren ziemlich aufregend. South London galt geradezu als „Gefahrenzone“ – eine Zuweisung die, wohl einer Kombination von Kleinstadtrassismus und Klassendenken entspringt.

Die Zeiten haben sich geändert, und seit ich nach London gezogen bin, ist das West End zu so etwas wie meiner persönlichen „Gefahrenzone“ geworden. Nimmt man die typische Touristenroute, springen einen die wuchernden, oft bizarren Entwicklerprojekte an, die auf Kosten von Nachbarschaften wie SoHo entstanden sind. Viele interessante Läden sind längst verschwunden, ersetzt durch Harry Potter-Fanshops und American Candy Shops. Oder aber vor den leeren Schaufenstern früherer Ladengeschäfte reihen sich Zelte von Obdachlosen (deren Lebensbedingungen unsere unterdessen aus dem Amt geschiedene Innenministerin Suella Braverman als „live style choice“ bezeichnet hat). Immerhin kann man nun die neue Elizabeth Line von einem zum anderen Ende der Oxford Street nehmen und so ein Beispiel für die schrägen, London zentrierten Investitionen in die Verkehrsinfrastruktur genießen. Man könnte auch gleich weiterfahren zum neoliberalen Albtraum-Development der Battersea Power Station.

Nichts von all dem ist sonderlich überraschend, jedoch wird es zunehmend schwierig, das Zentrum von London zu mögen, wenn man auch nur einen Hauch politischen Bewusstseins in sich trägt. Klar ist auch, dass so gut wie jeder, der in dieser Stadt leben möchte, in die Randbezirke ziehen muss. Das ist glücklicherweise aber sogar sehr viel interessanter, sowohl in kultureller als auch in architektonischer Hinsicht. Im Südwesten, wo ich wohne, speziell in Tooting, brachten die Stadterweiterungen der 1920er Jahre zahlreiche Art-Déco-Schmuckstücke hervor, einmal ganz abgesehen von den wundervollen U-Bahn-Stationen von Charles Holden, die den Ausbau der Northern Line eingeleitet haben. Mit Victorian Terraces (Mittelklasse-/Arbeiterklasse-Reihen Häuser aus den Jahren 1840-1900, Anm. d. Red.), Arts and Crafts-Cottages, Zeugnissen der Vorstadtentwicklungen der sechziger Jahre und modernistischen Plattenbauten formen sie ein beeindruckendes Patchwork – so divers die Stile, so divers sind auch die Bewohnerinnen und Bewohner. Dazwischen immer wieder Grünflächen, die zu den weitläufigsten der Stadt zählen: Tooting, Clapham, Wandswoth Commons.

Dass diese so unterschiedlichen Umgebungen derart nah beieinander funktionieren, mag manchmal traurig stimmen, es ist aber seltsamerweise eben auch Teil des Londoner Selbstverständnisses. Ganz zweifellos ver-



sinnbildlich dieses Phänomen die große und wachsende Lücke zwischen Arm und Reich, die dringend thematisiert werden muss. Zugleich zeigt sich daran die Fähigkeit Londons, interessantes Neues in diesen Brüchen auszuprobieren, die sich zwangsläufig auftun, wenn jeder Quadratmeter maximal zur Renditesteigerung ausgenutzt wird. Kaum vorstellbar, zum Beispiel, dass sich Orte wie die beiden spektakulären, mit Restaurants gefüllten Markthallen in Tooting noch immer halten können.

Ich schreibe diesen Text, nachdem ich kürzlich einen sehr inspirierenden Vortrag der Aktivistin und Autorin Sarah Schulman gehört habe, bei dem sie auf Fragen zu ihrem Buch „The Gentrification of the Mind“ geantwortet hat. Dazu hat sie ihre eigene Nachbarschaft, das New Yorker East Village, als Beispiel genutzt – eine Gegend, wo Eigentum absurd teuer geworden ist. Trotzdem kommen noch immer junge Menschen dort hin. Sie ahmen ein Bild nach, das sich aus der Identität dieses Ortes als Verkörperung von Gegenkultur speist, die er einst war. In dem Ganzen schwingt etwas seltsam Optimistisches mit: zu wissen, dass, wie unerschwinglich oder überentwickelt ein Ort auch sein mag, Menschen ihre Wege finden, mit ihm in Verbindung zu treten. Bleibt zu hoffen, dass diese Menschen auch da sind, wenn der dringend notwendige Wandel unvermeidbar wird.

VON Jon Astbury

# London

### Lohnenswerter Umweg

Fahren Sie nach East Dulwich, dort gibt es das wundervolle Dawson's Heights – ein 1972 von Kate Mackintosh fertiggestelltes Wohnquartier, das den meisten baugeschichtlichen Betrachtungen durchs Netz geht.

### Kulinarisches

Das „Café Deco“ in Bloomsbury und „Lant Street Wine“ in der Nähe von Borough sind beide einen Ausflug wert!

### Literaturempfehlung

Schwer, an „Nairn's London“ von Ian Nairn als Spaziergangsbegleiter vorbeizukommen – insbesondere für Pubs. Da das Buch bereits 1966 geschrieben wurde, gibt es nicht mehr alle Kneipen, aber auch bei denen, die noch da sind, ist es sehr interessant zu sehen, was sich geändert hat.







#### Lohnenswerter Umweg

Im Stadtzentrum, in einer ruhigen Sackgasse, die kaum ein anderer als der ortskundige Jogger kennt, befindet sich das Haus von Bohdan Pniewski, einem der einflussreichsten Warschauer Architekten des 20. Jahrhunderts. Er ließ sich die extravagante Villa in den 30ern erbauen, sie vereint Anspielungen auf eine Freimaurerloge des 18. Jahrhunderts und eine Vielzahl von modernen und historischen Einflüssen. Nach seinem Tod 1965 wurde das Haus zum „Museum der Erde“, in ein kleines Naturkundemuseum umgewandelt, die Originalausstattung blieb unangetastet (Adresse: Alej Na Skarpie 27). Dem unterfinanzierten Museum droht die Schließung, gönnen Sie sich also einen Abstecher, solange es noch geht.

#### Kulinarisches

Vor dem russischen Einmarsch und dem darauffolgenden massiven Anstieg an aus der Ukraine geflohenen Menschen, war diese Minderheit, obwohl relativ groß, von der polnischen Mehrheit kaum bemerkt. Heutzutage ist es kaum möglich, eine Straße entlang zu gehen, ohne Ukrainisch zu hören, und auch die ukrainische Küche hat sich schnell und prominent platziert. Um die Geschmäcker der Tartaren von der besetzten Krim zu kosten, etwa die herzhaft-schafssuppe „shurpa“ oder Kuchen wie „chiborek“ oder „yantyky“, besuchen Sie das „Krym“, ein unkonventionelles, praktisch ganz nah am historischen Łazienki-Park gelegenes Restaurant – gleich gegenüber der russischen Botschaft (Adresse: Belwederska 44).

#### Literaturempfehlung

Jakub Żulczyks 2022 auf Deutsch erschienener Kriminalroman „Geblendet von der Nacht“ ist nicht nur spannend zu lesen, sondern auch ein halb fiktives, halb wahrheitsgetreues Portrait des heutigen Warschaus. Wir folgen Jacek, einem Kokain-Dealer, der kurz vor Weihnachten die Stadt durchstreift, seine Kunden beliefert – einen Rapper, einen Talkmaster, einen Politiker, eine gelangweilte Vorstadthausfrau – und einen Plan ausheckt, um der kriminellen Unterwelt zu entfliehen und ein neues Leben zu beginnen.

VON Grzegorz Piątek

# Warschau

Das Erste, woran der Blick beim Verlassen des Warschauer Hauptbahnhofs hängen bleibt, ist der Kulturpalast. 1955 fertiggestellt und 231 Meter hoch, wurde der Turm erst im vergangenen Jahr von Norman Fosters Varso Tower als höchstes Gebäude der Stadt abgelöst. Dabei ist er ohne jeden Zweifel interessanter als dieser, ein Kind der heimlichen Liebschaft zwischen Moskau-treuer Stalin-Moderne und Art-Déco-Manhattan. Seine reich dekorierten Innenräume sind atemberaubend (Schauen Sie sich unbedingt die Bar „Studio“ oder die Lobby des „Kinoteka“-Kinos an). Der 360°-Blick von der Terrasse auf Etage 30 hilft, die alten und die gegenwärtigen Bestandteile des Stadtbilds ineinanderzufügen. Und auf der Schwelle des Gebäudes kann man der Zukunft beim Entstehen zusehen: Nach dreißig Jahren des Hin und Her wird der angrenzende Paradeplatz endlich, nach Plänen von AA Collective, zu Warschaus größtem öffentlichen Raum umgestaltet. Das minimalistische Museum für Moderne Kunst an der Nordseite des Platzes, aus der Feder des New Yorker Büros Thomas Phifer and Partners, soll im kommenden Frühjahr öffnen.

Es mag sein, dass Warschau zuerst wie ein Betonschungel wirkt, tatsächlich aber ist es eine der grünsten Städte, die ich kenne. Es gibt spektakuläre historische Parkanlagen, wie zum Beispiel den penibel gestalteten, im 18. Jahrhundert vom letzten polnischen König in Auftrag gegebenen Łazienki-Park. Die meisten Grünanlagen sind jedoch nach 1945 entstanden, als die Planer in den verheerenden Kriegsschäden auch eine versteckte Gelegenheit erkannten: die Möglichkeit, städtische Dichte zu verringern und durch Grün aufzulockern. Besuchen Sie Warschau im Mai, und lassen Sie sich verzaubern vom Duft der erblühenden Bäume. Oder kommen Sie im Oktober, um sich vom golden schimmernden Laub blenden zu lassen.

Einige der modernistischen Wohnsiedlungen wirken geradezu wie bewohnte Parks, das Fünfziger-Jahre-Koło, das Sechziger-Jahre-Sady Żoliborskie oder Ursynów Północny aus den Siebzigern. Einer der ansprechendsten Orte für Gegenwartskunst ist nicht etwa eine White-Cube-Galerie, sondern der Park Rzeźby na Bródnie – eine Skulpturensammlung in der Plattenbausiedlung Bródno. Und auch das überzeugendste aktuelle Bauprojekt ist kein Hochbau: Kopiec Powstania Warszawskiego, ein 31 Meter hoher Trümmerberg südöstlich des Stadtzentrums, entstand nach dem Zweiten Weltkrieg, nicht als Ausflugsziel, sondern als Halde für Tonnen von Schutt. In den darauffolgenden Jahrzehnten überwucherte wildes Grün die Ruinen. Die Designer von eM4 studio haben für ihren Umgang mit dem Berg entschieden, den Großteil dieses Spontanbewuchses unangetastet zu lassen und bei den Bauarbeiten gefundene bauliche Relikte freizulegen. Vergangenheit und Gegenwart verflechten sich an diesem Ort feinfühlig und lassen auf eine Zukunft hoffen, in der Architektur und Landschaft ebenso sanft miteinander verschmelzen.